
Die Korrespondenz

J. D. Daniels

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2713

»Existenzielle Unbehaustheit« mag eine große alte Formel sein, aber sie beschreibt doch die Überforderungen, mit denen wir heute zu kämpfen haben: Vorgezeichnete Karrierewege waren einmal, Überlieferungen sind abgerissen, Rollenvorbilder funktionieren nicht mehr. Besonders zu leiden haben darunter oft Männer: Man spürt sich nicht, man grübelt zu viel, man hätte gern mehr Abenteuer – »toxische Männlichkeit«.

In sechs erzählenden Briefen, verfaßt aus unterschiedlichen Lebenssituationen heraus, erkundet J. D. Daniels die Dilemmata unserer Zeit – und (vermeintliche) Wege, ihnen zu entkommen: Kampfsport, Seefahrt, Gruppentherapie, die Flucht in Verschwörungstheorien. Daniels schreibt entwaffnend offen, mit scharfem Witz und knapper Brillanz. Seine Briefe fügen sich zu einem düster-ironischen Panorama, einem Buch, das »jeder lesen sollte, der sich für das moderne Leben interessiert« (John Jeremiah Sullivan).

J. D. Daniels, geboren 1974, wuchs in Kentucky auf. Er studierte an der University of Louisville und an der Boston University. Seine Texte erscheinen u. a. in *n+1* und in der *Paris Review*. Daniels lebt in Massachusetts.

J. D. Daniels

Die Korrespondenz

Aus dem Englischen
von Frank Jakubzik

Suhrkamp

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2017
unter dem Titel *The Correspondence*
bei Farrar, Straus and Giroux (New York).

Erste Auflage 2017
edition suhrkamp 2713
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2017
© J. D. Daniels 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12713-1

*für meine Mutter und meinen Vater
und für SK*

»Maybe the real novel is letters to you.«

William S. Burroughs

Die meisten Texte in diesem Buch sind Schilderungen tatsächlicher Ereignisse und sollten auch so verstanden werden. »Brief von Ebene Vier« und »Brief vom Devils Tower« sind Short stories, die weder von realen Personen noch von realen Vorfällen handeln. Sämtliche Briefe sind zuerst in der *Paris Review* erschienen.

Inhalt

Brief aus Cambridge	11
Brief aus Mallorca	39
Brief aus Kentucky	59
Brief von Ebene Vier	81
Brief vom Devils Tower	95
Brief aus der Urhorde	105

Brief aus Cambridge

Vor ein paar Jahren ging ich in eins dieser Kampfsport-Gyms, in denen man lernt, anderen die Scheiße aus dem Leib zu prügeln. In der ersten Stunde bringen sie einem bei, sich selbst die Scheiße aus dem Leib prügeln zu lassen. Weitere Lektionen gibt es nicht. Je nach persönlichem Scheißgehalt kann die erste achtzig bis hundert Jahre dauern.

*

Kein Diamant der Welt ist so wertvoll wie ein Zahn – darum legte ich einen thermoplastischen Mundschutz zu Suspensorium und Jockstrap in den Rucksack, bevor ich nach Allston aufbrach, um das Studium des brasilianischen Jiu-Jitsu anzutreten. Es war fünf Uhr früh an einem Januartag im Jahr 2008.

Das Gym befand sich unter einer Münzwäscherei, und es roch wie in einer verschwitzten Socke. Ich sah mich um und erblickte einen achteckigen Maschendrahtkäfig mit offener Tür, einen Boxring, Sandsäcke, Kugelhanteln, Medizinbälle, einen Ruderergometer, modulare Bodenmatten und einen Aushang an der Toilettenwand, auf dem »HEY, DÄMLACK: PAPIERTÜCHER NICHT INS KLO WERFEN« stand.

Ich unterschrieb eine vorgedruckte Erklärung, in der ich für den sehr wahrscheinlichen Fall, daß mir etwas zustoßen würde, auf jeden Regreßanspruch gegenüber dem Management des Clubs verzichtete. Ich war dreiunddreißig, maß einen Meter achtundsiebzig und wog einhundertundsechzig Pfund.

Wir liefen zahllose Runden, machten fünfhundert Sit-ups, hundert hiervon, hundert davon. Anschließend warf mich Big Tony zu Boden und setzte sich zwei Stunden lang auf meinen Hals.

Tony war seit drei Jahren dabei, wie er mir sagte. Er hatte auf Sozialkundelehrer an High-Schools studiert, seine Pläne angesichts eines gnadenlosen Arbeitsmarktes jedoch neu ausrichten müssen. Inzwischen war er Besitzer eines erfolgreichen Unternehmens in der Hundebetreuungsbranche: nicht die schlechteste Art, den Tag rumzubringen, jede Menge frische Luft und Sonne.

»Jeder, mit dem ich im Job zu tun habe, freut sich, wenn er mich sieht«, sagte er. »Wer kann das schon von sich sagen?«

Er erzählte mir vom Dogwalking, während er mich auf dem Boden festnagelte und mir die Luft abdrückte, bis ich zum Zeichen, daß ich aufgab, abschlug. Gewürgt werden, abschlagen, aufstehen, weitermachen.

»Alter!« sagte ich, hustend und prustend.

»Drei Jahre«, sagte Tony.

Mein Hals fühlte sich komisch an, und ich pausierte eine Woche, um mich zu erholen. Als ich am folgenden Dienstag morgen im Schnee vor dem Gym stand, sagte Cristiano, während er den Schlüssel für den Haupteingang suchte: »Wo du war? Heute mal aus Federn?« Er steckte mich in den Maschendrahtkäfig zu Brian, der mich am Arm nahm und in einen Schwitzkasten zog. Als ich Sternchen zu sehen begann, entschlüpfte ich seinem Griff und bog ihm den Arm auf den Rücken – ein »Chicken wing«, wie mein Freund Russ das nannte. Als wir Kinder gewesen waren, hatte es »Polizeigriff« geheißen. Die Brasilianer nennen es

»Kimura«. »Alle Achtung, Mann«, sagte Brian verblüfft. Anschließend trampelte er eine Zeitlang auf mir herum.

*

Zehn Jahre zuvor, wir hatten den ganzen Tag Billard gespielt und gesoffen, mußte sich mein alter Kumpel Jay auf dem leeren Grundstück hinter der Bar Ecke Third und Gaulbert, in der meine Großmutter früher gearbeitet hatte, unbedingt mit einer halben Defensive-Line anlegen. Das war in Louisville, Kentucky.

»Gegen dich haben wir nichts«, sagte einer der Typen zu mir, »aber wenn dein Kumpel so weitermacht, kriegt er, worum er bettelt.«

Wir waren schon wieder im Wagen, in Sicherheit. Aber Jay stieß die Beifahrertür auf und ging auf sie los. Er wurde glatt umgehauen, und der Große, in den er sich im Fallen verheddert hatte, setzte sich in der »Mount«-Position, wie das im Wrestling heißt, auf Jays Brustkorb, stemmte die Knie unter seine Achseln und donkeykongte ihm unter den Anfeuerungsrufen seiner Mitbrüder die Faust ins Gesicht.

Na gut, dachte ich, was für eine Art Freund bist du eigentlich, schob mich zwischen ihnen durch und legte dem Typen, der auf Jay saß, die Hand auf die Schulter.

»Das reicht«, sagte ich.

»Sag ihm, er soll ›Frieden‹ sagen!« sagte der Typ.

»Sag ›Frieden!‹« sagte ich zu Jay. Jay sagte: »Frieden!«

»Sind wir jetzt quitt?« fragte ich den Typen.

»Ja, okay«, sagte er, stand auf und stampfte zurück in die Bar.

»Mach mal den Mund auf!« sagte ich zu Jay. Zwei seiner

Zähne waren abgebrochen. Ich half ihm in den Wagen und fuhr ihn zu Maria. Ich habe nie wirklich genau verstanden, was sie an ihm fand. Ich vermute, sie liebte ihn und wollte einen US-Bürger heiraten, beides zugleich.

»Oh, mein Gott. Was hast du gemacht?« sagte Maria, als ich Jay auf der Veranda ihres Hauses aufbockte und mir sein blutiges Gesicht auf Brust und Schulter fiel. »Gib ihn her. Ich kümmere mich.«

Am nächsten Morgen rief Jay bei mir an. »Ich weiß nicht, was passiert ist, und ich will's auch gar nicht wissen«, sagte er. »Sag mir nur eins: Sieht dein Gesicht genauso aus wie meins?«

Ich mußte einräumen, daß dem nicht so war. Er legte auf. Ich stellte das Telefon weg und schüttete eine halbe Dose Bier in ein halbes Glas Tomatensaft, als die Hintertür aufging.

»Das ganze Auto ist ja voller Blut«, sagte meine Frau.

Es lag mehr oder weniger an solchen Sachen, daß meine Frau im Laufe der Zeit meine Exfrau wurde. Sie wanderte nach Nigeria aus und nahm einen islamischen Namen an: Djamila. Das heißt »die Schöne«.

*

Brasilianisches Jiu-Jitsu wird in zwei Sorten angeboten. Die eine heißt Gi, nach dem Baumwollkampfanzug, den Du wahrscheinlich vom Judo kennst, die andere No-Gi, was genau so gemeint ist, wie es klingt. Mit dem Kragen des Gi kann man seinen Gegner würgen, per Hose oder Revers an Bewegungen hindern. Aufgrund der Reibungskräfte ist es schwerer, aus den Griffen herauszukommen.

Weil ich mehr darüber wissen wollte, ging ich freitags zum Gi-Training.

Ich hatte mir einen vollkommen weißen Kampfanzug vorgestellt, tatsächlich aber wirkte der Gi wie die Kreuzung aus einer U-Bahn-Schmiererei und einer Anzeigenseite in *Cigar Aficionado*. Auf dem Rücken prangte ein Pitbull inmitten der Worte: »Gameness means that neither fatigue nor pain will cause the fighter to lose his enthusiasm for fighting contact.« Ich zog den Anzug an und ging ans Werk. Wir machten eine Stunde lang Kraftübungen, trainierten Halte- und Würgegriffe, anschließend begann das Sparring.

Gegen Ende der zweiten Stunde kam der Chefcoach mit Klemmbrett und Registrierungsformular auf mich zu. Er hatte einen grau durchsetzten Afro und eine Zahnsperre im Mund.

»Training wie lang?«

»Ich bin das dritte Mal hier.«

»Bereit für Wettkampf? Ende Februar.«

»Wenn Sie meinen, daß ich das kann.«

»Paß auf«, sagte er. »Dreimal Training, und du trittst jeden in Eier. Wir gehn da. Ganzen Tag kämpfen, dann big Party. Okay?«

*

Ich hatte mich für diesen Club entschieden, weil ihn der fitteste Typ, den ich kannte – Boxer, ehemaliger College-Turner, Marathonläufer –, ausprobiert und sich dabei zur Belohnung ein paar Rippen gebrochen hatte. Das ist dann wohl der wahre Jakob, dachte ich, da muß man hin.

Als ich zum fünften Mal im Training war, wurde mir klar,

daß es eine hohe Abbrecherquote gab: Viele Leute lassen sich einfach nicht gerne auf's Maul hauen. Ich hatte damit gerechnet, mindestens während der ersten sechs Monate chancenlos zu sein, doch jedes Wochenende lief ein frischer Schub Anfänger ein, und schlappe elf Stunden Erfahrung genühten, um ihnen eine Nasenlänge voraus zu sein.

Ich kämpfte mit einem voluminösen Teenie und stellte zu meiner Überraschung fest, daß ich ihn dominierte. »Komm schon, Alter, pack ihn! Was haben wir gerade gesagt?« rief sein Freund vom Mattenrand.

»Der ist voll der Klammeraffe«, sagte der Teenie keuchend.

So war das also: Der Klammeraffe, von dem sie sprachen, war niemand anderes als ich. Ich machte ihn platt. Dann wechselten wir die Partner, und Noah, Courtney und Darryl machten mich platt – rückwärtiger Unterarmwürger, Armhebel, beidarmige Halsklemme –, als ob ich gar nicht auf der Matte wäre. Ich ging nach Hause, duschte und suchte im Internet nach Bildern von Klammeraffen.

*

Etwa zu dieser Zeit wurde ich David. Ich weiß wirklich nicht, wie es dazu kam. David ist mein zweiter Vorname, aber das spielte anscheinend keine Rolle.

Wenn jemand »David« sagte, fühlten sich immer mehrere Leute angesprochen: Software-Designer-David, Speedy Dave, der Exboxer, David, der Libanese, Big David mit dem breiten Grinsen und dem rasierten Schädel und der andere Big David mit dem rasierten Schädel.

Im Gym gab es eine Menge kahlköpfiger Typen, die Da-

vid hießen, und eine gewisse Präponderanz von Leuten, die den Beinamen Big trugen – Big Jim, Big John, Big Tony –, und zwar nicht, weil man sie von Leuten namens Kleiner Jim oder Handtuch-Tony unterscheiden wollte, sondern weil sie über derart gigantische Körpermaße verfügten, daß man es schlicht nicht übergehen konnte.

Ich war weder kahl noch ein Riese. Ich war schlank und hatte dichtes Haar. Wenn jemand »Hey, David« sagte, schaute ich nicht auf – ich wußte nicht, für wen sie mich hielten, ich hatte keine Ahnung, mit wem sie zu sprechen glaubten.

Ich begegnete Cristiano wieder. »Du jetzt David?« sagte er. »Seit wann? Okay: David. Warum du nie Training morgens, David? Du morgens nie da.«

»Da schlafe ich.«

»Das schlechte Angewohnheit, Mann.«

»Im Sommer komm ich vielleicht früher.«

»Ist schon Sommer. Komm morgens, David.«

Beim Ausfüllen von Behördenformularen, in denen es Spalten für Pseudonyme und Rufnamen gibt, hatte ich mich schon oft gefragt, wie ein Mann zu so etwas kommt. Jetzt riefen meine neuen Freunde, wenn sie auf der Suche nach einem Sparringspartner waren, manchmal bei uns zu Hause an und fragten nach Dave.

»Warum gibst du dich eigentlich überhaupt mit diesem Scheiß ab?« fragte meine Freundin.

»Du kannst ja mal Jakob fragen, warum er mit dem Engel rang«, sagte ich. Sie verdrehte die Augen.

*

Ich trat in der Anfängerklasse im No-Gi bis hundertvierundfünfzig Pfund an. Mein Gegner war einen halben Kopf kleiner als ich, kräftig gebaut, mit Kiefern von Stahl und einem silberfarbenen Flattop auf dem Kopf.

Ich punktete mit einer knallharten Fußwurftechnik, fiel dabei aber zunächst in seine Beinschere und dann einem Schwitzkasten zum Opfer: Er legte den Arm um meinen – wie einer der Trainer ihn nannte – »giraffenartigen« Hals und begann, mir das Rückgrat rauszureißen, etwa in der Art, wie man im Garten Unkraut rupft. Es ging so schnell und war so schmerzhaft, daß ich abklopfte. Ich war seit zwei Monaten im Training. Der Unterarm, mit dem ich mir die Nase abwischte, war glitschig vom Blut.

»Alles okay, David?« fragte mein Coach.

»Mir geht's gut«, sagte ich. Und das traf zu. Ich meine, ich war zwar nicht David, aber es ging mir bestens.

Bitte ein Ringarzt zu Matte vier, bitte ein Ringarzt zu Matte elf: Ich hatte einen jungen Mann in einem Würgegriff das Bewußtsein verlieren sehen. Ich hatte gesehen, wie jemand, der einen Beinhebel um den Hals seines Gegners gelegt hatte, so fest an seinem eigenen Fuß zog, daß er sich das Gelenk verstauchte. Ich hatte auch gesehen, wie sich jemand die Schulter auskugelte – vielleicht nicht im medizinischen Sinne, aber ich kann Dir versichern, daß sich die Schulter jedenfalls nicht da befand, wo sie hingehörte. Ich hatte gesehen, wie sie einen mit dem Hals an ein Korsett geschnallten Teenie auf der Tragbahre aus der Halle brachten. Ich hatte einen gebrochenen Arm, ein paar gebrochene Rippen und reichlich gebrochene Zehen gesehen.

Ich schüttelte meinem Gegner die fleischige Hand. »Al-

les Gute«, sagte ich. »Mach jetzt bitte auch die anderen platt. Ich will meinen Leuten daheim erzählen, daß ich gegen den Typ ausgeschieden bin, der in meiner Gewichtsklasse gewonnen hat.«

Er zwinkerte. »Danke dir, Mann«, sagte er. Dann machte er alle anderen platt.

Ich beschloß, erstmal nicht mehr bei Wettkämpfen anzutreten.

*

Ich mußte meine Ausdauer verbessern. Ich mußte mit den Zigarren aufhören. Erstaunlich, was man im Leben alles aufgeben muß. Als Onkel Charles sagte, er müsse aufhören, in Müllcontainern in Tucson aufzuwachen, dachte ich, er mache Witze – bis ich selbst auf der schwankenden Ladefläche eines Pick-ups auf der Interstate 64 im Süden von Illinois erwachte.

Nie wieder Whiskey, nie wieder Bier, nie wieder Wodka, nie wieder Gin, Wein, Brandy, nie wieder Pot, nie wieder Acid, nie wieder Koks, nie wieder Pilze, Opium, Lachgas, Xanax, nie wieder Ritalin, nie wieder Thorazine (unfaßbar, daß wir Thorazine früher *zum Spaß* genommen haben), nie wieder Vicodin, nie wieder Percodan, nie wieder Flexeril, und das alles ohne Flachs.

Ich dachte übers Nichtrauchen nach, während ich vor meiner abendlichen Lehrveranstaltung auf dem Gehsteig saß und rauchte. Ein bärtiger Mann Ende Fünfzig in einer abgeranzten Safari-Weste schob seinen Einkaufswagen vorbei, drehte sich zu mir um und sagte: »Bock auf nen Drink? Ohne Hintergedanken.« Er parkte den Einkaufswagen am